

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 22. Mai 1932.

Der Spieler ohne Herz.

Von Ulrich Terlinde.

Seit drei Tagen sah ein neuer Mann am großen Spieltisch des Casinos; regelmäßig zur selben Minute erschien er an seinem Platz.

Man hatte bald seinen Namen erfahren; die Art, wie er sich benahm, veranlaßte die Leute, ihn für einen Lord zu halten. Es ist Lord Devin, hieß es, wenn man ihn in das Casino gehen sah; es war der einzige Weg, den er aus seinem Hotel machte, alles übrige, Menschen, Vergnügungen, Stadt, Meer, schien ihm gleichgültig zu sein. Bald wußte die Rede zu berichten, daß Lord Devin aus England kam, in den schlechtesten Finanzen steckte und mit dem letzten Stück Geld am Roulette sein weiteres Dasein zu retten versuchte.

Die geheimnisvollen Schleier, die ihn umgaben, wuchsen sozusagen aus der Luft.

Schuld daran war das entschiedene Schweigen Lord Devins. Niemand hatte von ihm, während seines Aufenthaltes im Schimmer des festlich beleuchteten Saales, auch nur ein einziges Wort gehört. Wenn er grüßte oder dankte, neigte er leicht und flüchtig seinen Kopf; immer waren seine Blicke auf den Spieltisch gerichtet, als klebten sie daran fest.

Die Ruhe, die Lord Devin umgab, war so stark, daß es niemand wagte, ihn anzusprechen oder eine Frage an ihn zu richten.

Jemand sagte, Lord Devins Leidenschaft sei so groß, daß sie einer höllischen Verdammnis gleichkäme. Und dennoch wirkte seine Ruhe auf die Gemüter rings um ihn. Seine Art des Spielens war einfach und immer auf dieselbe Nummer gerichtet. Nichts bewegte sich an ihm. Wie aus Kieselstein gehauen, sah er da; kaum lebten seine weißen Finger ein wenig.

Schon am ersten Tage seiner Anwesenheit hatte sich hinter ihm eine Gruppe gebildet, die auf seine Nummer setzte. Man hatte blindlings Vertrauen zu diesem Spieler gefaßt.

Nur der Croupier sah des öfteren zu Lord Devin hinüber, als hätte er eine unbestimmte Empfindung, daß dort drüben ein Feind saß, der vor allem durch seine unheimliche Ruhe gefährlich war. Ein solches meisterhaft ruhiges Spiel war ihm während seiner langjährigen Tätigkeit noch nicht vorgekommen. Man interessierte sich für den schweigenden Gast; man beobachtete ihn; aber nichts ereignete sich, was zu einer bösen Vermutung den Grund abgegeben hätte.

Manche glaubten zu erkennen, daß die Spieler am Tisch Devins, seit dieser Gast im Saal war, zurückhaltender in den Ausbrüchen ihrer Gefühle waren, gleichsam von einem Dämpfer beherrscht.

Die Korrektheit und Kälte, mit denen Devin spielte, konnte niemanden einen Anlaß bieten, ihn zu ermahnen. Die Summen, die er setzte waren klein. Jeder ahnte aber, daß der große Augenblick erst kommen mußte.

Wenn jemand erwähnte, daß dort ein Bettler am Spieltisch saße, der es verstanden hatte, die unwahrscheinlichsten Märchen eines nicht bestehenden Reichthums zu verbreiten, dann lächelte man darüber.

Als würde Devin mit dem Schicksal ein Bündnis abgeschlossen haben, zu beiden Teilen gerecht, setzte er sein Spiel mit den kleinen Summen fort. Es erregte ihn nichts; kein Sieg, kein Verlust. Hinter ihm zogen die Mitspieler große Gewinne ein. Einer unter ihnen, der immer tat, was andere taten, verlor eine Riesensumme. Verstört wandte der Mann aus dem Saal. Dieses Zwischenpiel gab zu dem Gerücht Anlaß, Lord Devin spielte deshalb am großen Tisch, um einen Feind zur Strecke zu bringen, Vergeltung zu üben. Es schien so zu sein. Immer größer wurde der Anhang Devins. Bieleicht war jener Unbekannte darunter, den er durch sein peinlich genau eingehaltenes System zu Fall bringen wollte, ohne auch nur die Hand an der Vernichtung seines Gegners zu rühren. Bieleicht wartete er auf jenen Augenblick, da jener Unbekannte hinter ihm stand, wenngleich seine Blicke immer gesenkt waren, würde er es fühlen. Man wußte nicht, wer davon zuerst gesprochen hatte; aber die Erzählung war glaubwürdig und legte etwas Unheimliches um Devin.

Devin hatte bald alle Spieler in der Hand. Man setzte seine Nummer, die genau so zog und genau so nachgab, wie alle übrigen. Am kein Haar besser.

Und dann, einige Tage später, kam eine große Nacht. „Der Mensch hat kein Herz!“, sagte ein Zuschauer. Bieleicht hatte es Devin gehört; er setzte seine Ziffer weiter; er setzte schwarz. Es hatte den Anschein, als ob in jener Nacht ein geheimnisvolles Erregen in ihm zu merken war. Die weißen Finger vibrierten manchesmal.

In jener Nacht also, es war ziemlich spät, kam eine junge Dame in den Spielsaal. Sie trug ein schwarzes Abendkleid und schwarze Handschuhe; das Abendkleid war nicht danach, daß es Aufmerksamkeit erregt hätte. Eher würden scharfe Augen beobachtet haben, daß die junge Dame halb im Saal stehen blieb, und ein leichtes Zucken ihren Körper durchflog; sie schwankte, zögerte, wurde unsicher; ihre Blicke streiften den schweigenden Spieler, glitten ab von ihm. Kehrtten wieder.

Niemand bemerkte es.

Sonderbarerweise begann Devin im selben Augenblick seine Einsätze zu verdoppeln. Eine leichte, aber rasche Spannung flog über die Spieler. Man fing an, ihm Gefolgschaft zu leisten, wie auf ein geheimes Kommando. Der Croupier nahm die Einsätze, einmal, zweimal und dreimal.

Devin holte seine Brieftasche aus der rückwärtigen Tasche. Sie war schmal, aus rotem, feinem Leder und hatte nur ein Fach. Aber der Schein, der darin steckte, genügte, um dieselben Familien reich zu machen. Er gab ihn ab. Dann spielte er weiter, auf seine Nummer, immer auf dieselbe Nummer. Er verlor, ein halbes Dutzendmal. Die Gefolgschaft war enttäuscht und sagte sich los, aber die zauberhafte, merkwürdige Spannung unter ihr blieb. Die Blicke hingen an Devins Händen fest wie an einem Magnet die Eisenspäne. Niemand hörte die Summen in den anderen Sälen, die Worte des Croupiers.

Dann, beim dreizehnten Male, es lag nur mehr eine bescheidene Summe auf der Nummer, zog sie. Sie zog dreimal hintereinander. Immer ließ Devin den Gewinn beim alten

Einsatz stehen und vermehrte so die gewonnene Summe immer um das Doppelte. Der Bankier fragte deutlich und laut, ob Devin alles setzte; Devin nickte leicht. Das ging alles sehr rasch, die Kugel rollte, die Nummer gewann, der Gewinn häufte sich geheimnisvoll.

Jeder fühlte, jetzt war der große Augenblick für Devin gekommen. Aber jeder fürchtete sich, denn plötzlich konnte die Serie ausfallen, abreißen, und dann... Keiner der Spieler sah die junge Dame in Schwarz, die jetzt knapp hinter Devin stand.

Wieder fragte der Bankier. Wieder nickte Devin, leicht kurz, fast müde. Höher wurde der Haufen. Bald kam der dreizehnte Sieg. Devin setzte nichts mehr; er ließ alles stehen. Die Kugel rollte, Devin gewann.

Die Erregung rieselte durch die Zuschauer wie kaltes Wasser, das über den Rücken läuft.

Devins Augen waren halb geschlossen. Seine Hände ruhten, weiß, elendbeinern auf dem Tisch. Nichts bewegte sich an ihm. Selbst der Blick seiner grauen Augen blieb ruhig. Er sah die gewonnene Geldmenge an; es mußte der dreizehnte Sieg kommen.

Neue Gäste kamen, blieben wortlos stehen. Einmal flüsterte jemand: „Wer ist das?“ „Lord Devin!“ kam die leise Antwort. „Wie? Devil? Ah, Devil, der Teufel!“

Man sah die Summen wachsen. In jedem Augenblick mußte der Bankier abfragen. Devin ließ das Geschick spielen. Er rührte den Gewinn nicht an.

Und da, endlich, wie ein Blitz aus dem Wetterhimmel kommen muß, kam der letzte Ruf des Bankiers.

Die Bank war gesprungen!

Vor Devin türmten sich Millionen. Wie im Fieber wogte es im Saal. Sprang über auf die anderen Menschen, in die anderen Säle, auf die Straße...

Man wartete auf die Geste, die jetzt Devin machen würde. Alles sah auf ihn. Aber Devin rührte sich nicht. Er sah da in seiner feineren Regungslosigkeit, wie alle diese Tage her. Ein wenig, ein ganz klein wenig waren die Finger gebogen, als würden sie zögern den riesenhaften Geldhaufen anzugreifen. Sein Anblick war blank, seine zusammengepreßten Lippen hatten sich zu einem winzigen Spalt geöffnet.

In diesem Augenblick beugte sich die Dame in Schwarz auf Devin nieder.

„Devin!“ flüsterte sie, daß es niemand hören konnte. „Devin, ich bin es. Ich bitte dich, nimm Bernunft an. Es ist alles Pöke, was man über mich erzählt! Devin...“

Aber Devin erwiderte nichts. Die Dame in Schwarz legte die schmale Hand auf seine Schulter. Der Croupier war herbeigekommen. Devin beugte sich ein wenig nach vorne.

Die Welt der Frau.

„An meine Frauen“

Wie ein Mann den Frauen die Schönheitspflege verbietet.

Erzählt von Eduard Adrian Schmant.

Es würde heute geradezu lächerlich anmuten, wenn sich ein Mensch erdreisten würde, den Frauen die Schönheitspflege zu unterlagen oder ihnen hierin auch nur bestimmte Vorschriften zu machen. Man kann ruhig behaupten, daß ein solcher Mensch, und wäre es selbst ein Kaiser oder König, mit einem solchen Verbot sehr wenig Glück hätte, ja, man kann sogar die Behauptung aufstellen, ruhigen Gewissens, daß ein solches Generalverbot Folgen nach sich ziehen würde, deren Tragweite man im ersten Augenblick gar nicht abschätzen könnte. Und doch hat es ein König einmal „gewagt“, den Frauen und Mädchen seines Landes die Schönheitspflege zu verbieten. Es war König Ludwig XV. von Frankreich, der diese glorreiche Idee hatte, ein Mann, der absolut dem schönen Geschlecht nicht unzugänglich gewesen ist, allerdings, als er noch in den besten Jahren war und Anlaß bei den Frauen gefunden hatte. Als er dann alt geworden war, fühlte er sich bemüht, diese Vorschrift herauszugeben. Gerade am 1. Januar 1770, also ein Neujahrsgeschenk an seine weiblichen, schönen Untertanen, ließ er dieses Edikt er scheinen. Es hatte folgenden Wortlaut:

An meine Frauen!

Jedliche Person weiblichen Geschlechts, so Seiner Majestät dem König von Frankreich und Navarra untertänig ist, gleich, ob Jungfrau, Wittib oder eine Frau, welche durch kirchliches Gesetz und laut königlichem Erlaß von den Banden der Ehe befreit wurde, ob edler Herkunft oder auch einfachem Stande und unabhängig von ihrem Alter, wofür besagte Person weiblichen Geschlechts, in der Absicht zur Ehe zu schließen, um dieses, ihr Vorhaben zu demerkstelligen, Versuche machen wird, die betreffende Person des entgegengesetzten Geschlechts nicht etwa durch die Tugenden einer stillen Lebensführung und Sanftmut des Charakters, nicht durch häusliche Eigenschaften und nicht durch Schönheit und Reize, mit denen sie von der freigebigen Natur in reichlichem Maße bedacht wurde, anzulocken und zu verführen, sondern durch künstliche Mittel, als da sind:

Das Lächeln des weiblichen Gesichtes und Halses mit Hilfe von Schminke.

Das Schwärzen der Wimpern und Augenbrauen mit Hilfe eines giftigen, schwarzen Farbstoffes.

Das Kosmetisieren der Wangen, Ohrläppchen und insbesondere der Lippen, mit Hilfe einer rotfärbenden und die Haut zerstörenden Masse.

Die Pinke, die am Tafelrande hing, fiel plötzlich unter den Tisch.

Die Dame in Schwarz wollte schreien; ihre Lippen öffneten sich, aber kein Laut kam aus ihrem Munde.

„Er ist tot!“ sagte der Croupier im gleichen Augenblick. Ein Arzt kam; er hob den Kopf des Spielers. Die Augen hingen halb offen. Der Blick fehlte. Sie waren leer. Das Leben war gegangen. Nur der Schein eines zerrissenen Lächelns hing an den dünnen Lippen!

Devin saß allein am großen Tisch. Alles war zurückgewichen; selbst die junge Dame in Schwarz wurde zurückgedrängt. Ein Toter hatte die Bank gesprengt!

„Madame Pompiet“, sagte am nächsten Vormittag der Rechtsanwalt, den die Dame in Schwarz genommen hatte, um die Angelegenheit ihres toten Gatten Devins in Ordnung zu bringen, „ich gratuliere Ihnen, soweit man in einem solchen Fall gratulieren kann. Es war nicht leicht die Bankdirektion des Casinos zur Auszahlung der Summe zu bewegen.“

Madame Devin-Pompiet saß schweigend neben ihm, viel leicht hörte sie ihm zu, vielleicht überhörte sie alles.

„Die Herren waren der Anschauung, daß ein Toter die Bank nicht sprengen könne, da er nicht bei vollem Bewußtsein der geistigen Kräfte ist, und daher weder Einsatz und Ziffer, noch Gewinn oder Verlust dirigieren konnte. Außerdem sagte man, daß niemand zu bestimmen vermöge, wann Devin zu spielen aufgehört, wie hoch sein Gewinn in diesem Augenblick war. Aber es gelang mir, Madame Pompiet, es gelang mir, die Leute zu überzeugen. Denn... hätten sie nicht auch den Verlust in der Höhe von einigen Millionen einkassiert, vielleicht sogar von Ihnen?“

Madame Pompiet schwieg noch immer.

„Wie? Hätten Sie diesen Verlust bezahlt, Madame?“

Die junge Dame erwiderte nichts.

„Es handelt sich um Millionen, Madame! Ich hoffe, Sie sind zufrieden mit mir!“

Millionen! Schüttelte es durch ihr Denken. Millionen! Sie beschloß fast nichts. Denn Devin wollte sich rächen an ihr, der nichts nachgelassen werden konnte, und hatte alles verspielt, schon früher und nun den Rest.

„Aus diesem Grunde gratuliere ich Ihnen, Madame!“ sagte der Advokat neuerdings und griff sich nervös an den kleinen Schnurrbart. „Sie haben gewonnen!“ Damit legte er das viele Geld vor ihr auf den Tisch. Sie sah es an; ein Zittern überflog sie. Tränen bebten in ihren Augen.

„Gewonnen?“ flüsterte sie endlich. „Gewonnen? Wegen des vielen Geldes? Nein... niemals!“

Ihre feinen Hände saßten nach den Enden der Arme, lehnte, als suchten sie einen Halt.

„Ich habe verloren!“ sagte sie dann langsam fort. „Ich habe verloren, mein Herr.“ Und nach einer langen Pause fügte sie hinzu: „Denn ich liebte ihn! Ich liebte Devin!“

Das Durchtränken sowohl des Körpers als auch der Kleider mit Moschus- und jeglicher Arten sonstiger betäubender und bezaubernder Essenzen.

Das Verdecken der eigenen, natürlichen Haare, mit einer gemeinen Coiffüre, so aus fremdem Haar — ganz gleich, ob menschlichem oder Roßhaar — verfertigt worden ist.

Die Irreleitung des nicht argwöhnischen Bräutigams durch den hebblichen Schmelz ebenmäßiger Zähne, die sich in Wirklichkeit als eingeseift erweisen und herausnehmen lassen.

Das Tragen enger Korsetts, mit Hilfe welcher die natürliche Fülle künstlich nach oben geschnürt, trügerisch dem Decolleté entquillt.

Das Tragen von Rissen und Tournüren, um gewisse Abhängigkeiten und flache Stellen der Figur und der Taille vor aufmerksamen Blicken zu verhehlen.

Das Polieren der Nägel und das Zuschneiden derselben in Formen, so keinen menschlichen Nägeln eigentümlich sind, ist ebenfalls verboten.

Wofür auch nur eines der oben angeführten Mittel, auf das männliche Geschlecht des Bräutigams und künftigen Gatten einzuwirken, dem Gesetz gemäß, auf die gehörige Art und Weise erwiesen, und festgestellt werden sollte: Wird die Person weiblichen Geschlechts, so sich solcher Hinterlist schuldig gemacht hat, und bei solch wider natürlichen Verführungsversuchen betroffen worden ist, unverzüglich und für immer aus dem Brautstand ausgeschlossen. Sollte aber die Eheschließung bereits vollzogen worden sein, so ist jene Ehe für gelöst zu erklären, wobei die Konkubine in den Schoß der Familie zurückkehren muß und dem geschädigten Gatten alle seine Auslagen und Verluste zu ersetzen hat.

Selbiges Edikt ist an sämtlichen öffentlichen Plätzen, so für königliche Erlasse bestimmt sind, anzuschlagen und desgleichen auf Stadtplätzen und Märkten von Herolden und Ausrufern unter Trompetenschall und Trommelschlag zu verkünden.

Selbiges Edikt tritt am 1. Januar 1770 in Kraft auf ewige Zeiten.

... auf ewige Zeiten! Es scheint, daß diese ewige Zeit schon längst vorüber ist, denn heute weiß wohl kaum eine Frau mehr als etwas davon und läßt sich nicht einmal träumen, daß es einmal eine Zeit gegeben hatte, wo es verboten war, sich schön zu machen, um den Männern zu gefallen. Würde dieses Edikt heute noch in Kraft sein, so würden wohl von 100 Frauen wiederum 97 in den „Schoß der Familie“ zurückfallen und die mehr oder minder trauernden, plötzlich wieder zu Jungfrauen gewordenen Ehegatten würden für den Verlust der Gattin noch mit einem ganz hübschen runden Betrag getrostet werden, den die „Konkubine“ ihrem einstigen Gemahl zu vergüten hat.

Drei Schulkleider.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt.“



Links: Kleid mit angeschnittenen kleinen Ärmelchen aus geblumter Kunkelheide, Halsgarnitur und Gürtel aus einfarbigem Chinacreppe.

Mitte: Zweiteiliges Kleid, Bluse aus weißem Linon, Rock aus bunt kariertem Wollstoff, schwarzer Lederbügel.

Rechts: Schulkleid aus blauem Alpaka mit weißem Viskotragen und passender blau und weißer Schleife.

Einiges über den modernen „guten Ton“.

Wie sich Frauen benehmen müssen. — Wie ist es mit dem Handschuh und dem Kniz? — Wie soll eine Frau Briefe schreiben? — Wie reden Frauen einander an? — Wann bringt man Blumen mit?

Jede Zeit hat ihren „guten Ton“, denn auch die Frage, was sich schickt, kann nicht zu allen Zeiten gleich beantwortet werden. Die Anschauungen sind auf diesem Gebiet sehr veränderlich, denn sie werden von der Wirtschaftsfrage, von der veränderten Auffassung des Begriffs Würde und Weiblichkeit, vom Sport und von der veränderten Lebensführung stark beeinflusst. Als Beweis hierfür kann ein ganz geringes Beispiel dienen. In Brasilien ist es nicht gestattet, daß eine junge Dame von einem fremden Herrn begleitet wird, bei uns durfte vor dem Kriege ein nichtverwandter Herr eine junge Dame nur am Tage begleiten, am Abend mußte eine Anstandsdame dabei sein. Heute nimmt man derartige Dinge nicht genau, und kein junges Mädchen vergibt sich etwas, wenn es am Abend allein auf der Straße geht oder von einem fremden Herrn begleitet wird. Aber auch zahlreiche andere, für das gesellschaftliche Leben erforderliche Dinge haben eine Wandlung erfahren. Es ist gewiß nicht von großer Tragweite, ob man gegen irgend eine gesellschaftliche Konvention ein klein wenig verstößt. Es wird aber unangenehm empfunden, und besonders Frauen wissen gern, wie sie sich in bestimmten Lebenslagen zu benehmen haben, da sie auf fremdes Urteil etwas geben und die Anerkennung des sogenannten guten Tones als Unbildung gilt, (nebenbei gesagt mit Unrecht). Darum seien hier einige Fragen beantwortet, die fast täglich an den Menschen herangetragen. Oft sieht man das junge Mädchen zu älteren Damen einen Kniz machen oder ihnen gar die Hand läßt. Der Kniz hat auf diesem Gebiet viel gelehrt. Kein junges Mädchen begeht ein Unrecht, wenn es diese Ehrenbeugung unterläßt. Ein anständiger Gruß und eine anmutige Verbeugung sind notwendig. Der Kniz ist veraltet und wird nur noch von älteren Damen gefordert oder gelehrt. Der Handschuh ist unangebracht. — Der Brief einer Frau muß anders aussehen als der eines Mannes. Die Frauen können selbstbewußter und stolzer auftreten. Wenn zwei Frauen aneinander schreiben, die völlig gleichberechtigt sind, dann ergibt sich der Ton von selbst. Es wird der Ton einer lebenswürdigen Hochachtung sein. Anders ist es dagegen, wenn Frauen im Range einander nicht gleich sind, womit nicht nur gesellschaftlicher Rang gemeint ist. Heute sind viele Frauen im Berufsleben tätig und müssen an Vorgesetzte schreiben. Der Mann wird stets in einem Brief an den Vorgesetzten sich als „hochachtungsvoll“ oder „sehr ergeben“ bezeichnen. Die Frau darf das „sehr ergeben“ fortlassen, wenn sie an einen Mann schreibt. An die untergeordnete Frau erfordert es der gute Ton in dem gleichen Stile zu schreiben, wie an eine Gleichgestellte. — Wichtig ist auch die Frage, wie man sich in Gesellschaften bekannt macht. Der Herr wird der Dame vorgestellt. Nur wenn eine Dame in eine große Gesellschaft kommt, die bereits bei Tisch ist, wird man nur ihren Namen nennen, also sie der Gesellschaft vorstellen. Es ist sowohl für Männer als auch für Frauen unpassend, von Stuhl zu Stuhl zu gehen und sich vorzustellen. Die Vorstellerei ist überhaupt ein Mißbrauch, und man wird immer gut tun und sich richtig benehmen, wenn man ihn einschränkt. Besonders unsere sachliche und hastige Zeit hat die Anschauung in dieser Beziehung geändert. Es ist mir gleichgültig, wie der Mann oder die Frau heißt, mit denen ich 5 Worte im Leben wechsle. Bei näherer Bekanntschaft ergibt sich die Vorstellung von selbst. — Darf man Handschuhe beim Gruß anheben? Die Höflichkeit erfordert es, den Handschuh auszuziehen, wenn man einer Dame die Hand reicht, die einem entgegengetreten wurde. Der Herr reicht der Dame von selbst nie die Hand. Ein Handschuh auf den Handschuh darf überhaupt nicht gegeben werden. Das verbietet nicht nur der gute Ton, sondern auch die Hygiene und die Gesundheitslehre. Trotzdem werden gerade gegen dieses Verbot des guten Tones sehr viele Verstöße gemacht, denn es gibt sehr viele Männer, die sich wundern, wie vornehm dünkeln, wenn sie einer Frau die Hand küssen. Gegen einen Handschuh im Salon und im Zimmer ist natürlich nichts einzuwenden, auch dann nicht, wenn er keinen Spatz macht. — Ganz besonders ungeklärt scheint die Frage zu sein, wann man Blumen einer Dame mitzubringen hat. Dem Verehrer sind keine Schranken gesetzt, und er wird sich auch keine Vorurteile machen lassen. Wenn er sehr leidenschaftlich verliebt ist, schickt er der Dame seines Herzens zu allen Tageszeiten Blumen ins Haus. Wann muß man aber Blumen schicken? Am besten am nächsten Tage nach einem Fest, dem man beigewohnt hat. Das Mitbringen von Blumen gilt nur dann als guter Ton, wenn sie als Geschenk zum Geburtstag usw. gedacht sind. Auch dann schickt man sie besser vorher.

Nichts ist vollkommen — auch nicht Frauenschönheit.

„Nichts ist in der Natur vollkommen — nicht einmal die Frau!“ Diese traurige Feststellung hat der französische Psychologe der Pariser Sorbonne, Professor Jules Carbelle, bei seinen langjährigen Studien über Frauenschönheit machen müssen. Nach seinen Beobachtungen an vielen berühmten Schönheiten sind kaum je auch nur 50 Prozent jener idealen Eigenschaften bei einer Frau zu finden, die die vollendete Schönheit ausmachen. Wenn ein weibliches Wesen in ihrer Erscheinung 10 Prozent der höchsten Vollkommenheit besitzt, dann kann sie schon für sehr hübsch gelten. Rechnet sie 25 Prozent ihr eigen, so darf sie sich ruhig für eine Schönheit halten und wird die Männerherzen im Sturm erobern. Diese Frau aber, bei der sich die Hälfte aller jener Forderungen erfüllt zeigt, die man an das weibliche Schönheitsideal zu stellen berechtigt ist, gehört zu den größten Seltenheiten. Sie ist eine Schönheit allerersten Ranges. Selbst der schönen Helena, die in der Antike den Ruhm der verführerischsten Frau besaß, möchte der Professor nicht mehr als diese 50 Prozent zubilligen. Es ist die Aufgabe der holden Weiblichkeit, die besonderen Schönheiten, die gerade ihr die Natur gesendet, zu erkennen und ins rechte Licht zu setzen. Durch Kleidung, Haltung und verschiedene Tricks“, schreibt Carbelle, „vermag die Frau, die Aufmerksamkeit der Männeraugen auf diejenigen Teile zu lenken, die bei ihr vollendet geformt sind.“ Diejenige, die sich schöner oder gar vollkommener Gesichtszüge rühmen kann, genießt einen großen Vorteil ihren Schwestern gegenüber, die sich weniger sichtbarer Reize erfreuen. Denn das Gesicht ist ja nun einmal die Zielscheibe aller Blicke, und wenn man in solche reizvollen Züge schaut, dann vergißt der Mann leicht die Unvollkommenheiten, die sich ihm sonst bei näherer Betrachtung darbieten. Auch schöne Hände erregen sofort die Aufmerksamkeit, und die Mode hat in jüngerer Zeit dafür gesorgt, daß die Beine in den besonderen Brennpunkt des Interesses traten, während in früheren Zeiten eine mit herrlichen Gebirgszügen ausgerüstete Dame daraus verhältnismäßig wenig Kapital schlagen konnte. Am schlechtesten ist aber eine Frau dran, die über einen ideal schönen Rücken verfügt. Sie kann diesen nur in seltenen Fällen in seiner ganzen Pracht zur Schau stellen, nämlich wenn sie sich in großer Toilette zeigt, und die diesjährige Mode kommt diesen Rücken Schönheiten besonders weit entgegen. Ein schöner Rücken ist häufig mit einer guten Figur und wenig anziehenden Zügen verbunden. Die Figur fällt den Männern zunächst auf, wenn sie einer Frau begegnen. Man kann auf der Straße beobachten, wie die Herren von einer solchen prächtigen Erscheinung angezogen werden, wie sie ihre Schritte beschleunigen, um die Dame zu überholen, wie sie sich in Positur setzen und rasch einen Blick auf das Gesicht der Schönen werfen. Dann aber verlangsamen sich häufig wieder ihre Schritte. Das Antlitz hat nicht den Erwartungen entsprochen, die die Figur erregte, und man ist enttäuscht. Die Dame aber, die diese Erfahrung oft machen muß, wird dadurch tief verletzt, und sie möchte sich wohl in den fernsten Orient wünschen, wo noch der Schleier die Züge verhüllt.

Die kluge Frau wird es aber verstehen, durch die Teilschönheiten, die ihr gegeben sind, zunächst den Mann zu fesseln, so daß er dann die Unvollkommenheiten, die er an ihr entdeckt, überliest.“ So bietet diese Theorie des Pariser Professors jedem weiblichen Wesen eine Hoffnung, denn irgend etwas Schönes besitzt jede Frau, sei es auch nur ein Ohr oder der kleine Finger. Diesen Reiz muß sie nur in das rechte Licht setzen. Die großen Kenner weiblicher Schönheit sind sich dieser Unvollkommenheit der weiblichen Erscheinung stets bewußt gewesen, und bezeichnend dafür ist die Ausrufung Raffaels, daß er für seine Madonnen nicht eine einzige Frau als Modell wählte, sondern die schönsten Einzelheiten vieler Frauen zu einem Idealbild verschmelze. Es gibt auch entzückende Frauen, bei denen man vollkommene Schönheiten kaum findet, bei denen aber so viele reizende Einzelheiten vorhanden sind, daß sie doch bei der Gesamtbetrachtung einen verhältnismäßig hohen Prozentsatz an Schönheit aufweisen.

Exprobt und bewährt!

Metallgegenstände, Büchsen, die mit einem neuen Etiket versehen werden sollen, sind erst mit starker Sodawäsche abzuwaschen. Den ausgepreßten Saft einiger Zwiebeln streicht man dann auf die betreffende Stelle, drückt das Papiertuch darauf und läßt es langsam antrocknen.

Gelbgewordenes Silber reinigt sich am leichtesten mit unterschwefligsaurem Natron. Das Pulver wird auf einen mit Spiritus befeuchteten Wollappen gestreut und das Geschloß damit abgerieben. Danach wird es wieder seinen alten Glanz erhalten.

Emaillierte Teile des Gasoflers oder Herdes bleiben blank, wenn sie nach dem Reinigen mit Möbelcreme nachpoliert werden.

Fruchtflecke aus Stoffen wäscht man, solange sie frisch sind, mit kaltem Wasser aus. Sind sie bereits getrocknet, so verwendet man heißes Wasser, bei weichen Stoffen Citronensaft, benutze aber keine Seife, da das Alkali in der Seife das Auswaschen der Fruchtflecke nur erschwert.

Speißige Kratzen werden, mit einer Lösung von Salmiak oder Essig abgerieben, wieder ansehnlich.

Weiße Seidenstrümpfe, auch imitierte, werden am besten nachts getrocknet, da die Sonne oder grelles Licht sie gelb macht.

Farbe und Teer entfernt man von den Händen, indem man sie mit Butter oder Schmalz einreibt.

Rugen der Fenster erleichtert lauwarmes Wasser mit einem Schlag Salmiak.

Bambusmöbel werden am besten mit warmem Wasser gereinigt und nach gründlichem Abtrocknen mittels weichem Lappen mit einer Mischung von Leinöl und Terpentin zu gleichen Teilen eingerieben.

Der Jugendfreund.

Tod dem Herrn mit dem dicken Kopfe!

Stahlblau wölbt sich der Himmel über der südwestafrikanischen Steppe, deren Gräser im leichten Luftzuge raunen, als wollten sie jeden Wanderer warnen, der hier vermessene seine Bahn dahinzustreichen mag, und über dem Buschwald, der nachlässiges Gestrüpp emporreicht wie stehende Arme. Hier und dort liegen massige Felsblöcke, die einst die Gewalt uralter Naturereignisse hierhingeleitert. Nachtliche Ruhe der Natur, als sei weit und breit kein Lebewesen. Und doch — was sind das für Töne, die von dort drüben herüberschallen? Reife großend, wie der ferne Herzog des Gewitters, hebt es an, wird lauter und lauter, brüllt als drohnendes Fortissimo aus dem Buschwald hinaus in die Steppe — grauenerrögend. Dann schwillt es ab, wie erstorbend, bis es als zitternder Hauch vergeht. Das ist der



Jäsende laßt ein Schauer von kleinen Pfeilen durch die Luft.

Schlachtruf des Königs der Steppe, des „Herrn mit dem dicken Kopfe“, — des Löwen.

Auf einer vom Mondlicht beschienenen, fast baum- und strauchlosen Steppe am Rande des Buschwaldes steht er, der Mächtige, sich seiner Kraft voll bewußt — ein männlicher Löwe. Wäslig hebt sich der dunkelgelbe Körper vom Hintergrund des Buschwaldes ab. Ein gewaltiger Nacken, ein dicker Kopf, eine wallende Mähne, mächtig blühende Raubtierlichter. In ganzen Wüsten treten die Muskele an den Schenkeln hervor. Die starken Pranken sind bewehrt mit massigen Krallen — wie mit Dolchspitzen. Der Schweif mit der Quaste peitscht die Flanken und den Boden. Ein Murren ertönt aus heftig arbeitenden Lungen. Und nun klappt der furchtbare Nacken mit den fingerlangen, im Mondlicht weißglänzenden Zähnen, und ein Gebrüll erschneidet die friedliche Stille der Nacht, daß selbst dem Rutigsten das Blut in den Adern zu erstarren droht.

Was ist es aber, was den König der Tiere so in Erregung versetzt? Menschen sind es, im Verhältnis zu seiner tierischen Größe kleine, schwache Menschen. Wie böse Geister

umhulsen braundunkel, nur mit Lendenschurz bekleidete Gestalten, sich hinter Bäumen und Büschen ängstlich deckend, den königlichen Feind, den sie belämpfen wollen bis zum letzten Atemzug. „Tod dem Herrn mit dem dicken Kopfe, Tod und Vernichtung ihm!“ heult und brüllt die umherrennende Schar der Buschmänner in die stille Tropennacht hinaus, daß es kreischend über die leise raunenden Halme der Steppe hinjährt. Und dann kommt die Antwort des Löwen — ein bröhnendes Gebrüll.

Sie haben sich Mut gemacht, die geschmeidigen Gestalten der Buschmänner, durch ihr Heulen und Schreien und anfeuerndes Rufen. Und enger ziehen sie den angreifenden Kreis um das unschlüssig dastehende, mächtige Tier. Wie mit Verachtung blicken die feurig glühenden Augen der großen gelben Rasse auf ihre beweglichen Feinde nieder. Die spannen den Bogen. Zischend saust ein Schauer von kleinen Pfeilen durch die Luft. Machtlos fallen die meisten noch vor dem mächtigen Ziel auf den Boden nieder. Einige zittern wie kleine Nadeln in des Löwen dichtem Fell. Sind sie in Fleisch und Blut hineingedrungen mit ihrer Spitze? Was lämmert sich des Tieres Lebenskraft um die kleine Verletzung! Und doch — lauert in scharfer Spitze des Pfeiles das Verderben, denn die Pfeile sind in Gift getaucht. Der Erfolg macht die Buschmänner kühn. Noch enger ziehen sie den Kreis. Huch fliegen zwei dort rechts hinter einem Busch hervor, um besser zielen zu können. Hier und dort springt einer vorwärts. Andere winden sich wie Schlangen im Kraute vorwärts. Und wieder schwirren die heimtückischen vergifteten Todesboten durch die Luft, schlagen ein, bohren sich in Fleisch und Blut — ein furchtbares Verhängnis. Da schüttelt der Löwe die Mähne, brüllt auf, nicht vor Schmerz, sondern voll Verachtung. Er wagt sich auf und nieder, um die Kraft der Sehnen seine Pranken zu prüfen. Er duckt sich zusammen, setzt zum gewaltigen Sprunge an. Kreischend stehen die Buschmänner. Zu spät. Wie ein gewaltiger Ball durchbraust es die Luft. Auseinander reißt sich die gelbe Kugel zu einem geschmeidigen, schlingigen Regenleib. Rustulöse Pranken strecken sich aus, fingerlange Krallen, zwei gelende Todesstreiche, ein Angstgeheul der stehenden Menge. Und auf zwei menschlichen Opfern thront der Herr mit dem dicken Kopfe und legt die siegreiche Pranke schwer auf blutendes Menschenfleisch, das zuckend im Staube sich windet, bis das Leben mit dem entrinnenden Herzklopf entflieht. Ein Brüllen, wie Stiegeströmper schmettert über den Buschwald in die Steppe hinaus. Dann Totenstille.

Huch — da naht schon wieder eine dunkle Gestalt. Huch — dort noch eine, da hinten wieder eine, eine vierte, fünfte, sechste. Und brüllend, sich selber Mut einflößend, naht wie eine Meute gehender Hunde von neuem der Buschmänner bewegliche Horde, um den tödlichen Giftkampf mit dem edlen Wilde fortzusetzen. Wird es nun bald genügen, das Gift, den Herrn mit dem dicken Kopfe zu fällen? Wie die Vorboten des Stachelschweines tagen die Pfeile nach allen Seiten aus dem Löwentorpe heraus.

Ein Zittern geht durch den gewaltigen Leib des Tieres. Der Nacken öffnet sich zu einem letzten Abschiedsgebrüll. Das stolze Haupt mit der wallenden Mähne sinkt nieder. Der Leib bricht zusammen, legt sich schwer auf die Seite.

Triumphgeheul der Sieger erschüttert die Luft. Hervor stürzen sie brüllend, Weser fliegen in der Luft.

Die graue Mähne ist vorüber. Am Boden liegt nur ein blutiges Skelett. Der Medizinmann, scheulich anzusehen, mit wildem Kopfpuck und einer Schnur um den Hals, an der sich Schlangen- und Froschkörper aneinanderreihen, steigt würdevoll dreimal über das Gerippe. Dann schnarrt er los, schnarrt wie eine Ente, kreischt wie ein Affe und singt den Triumph über den besiegten „Herrn mit dem dicken Kopfe“.



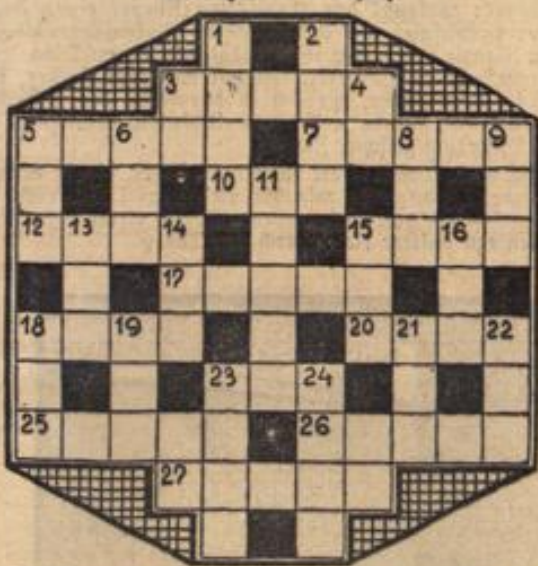
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Die Wörter bedeuten von oben nach unten: 1. Getränk, 2. Teil der Frucht, 3. Feldmaß (Abkürzung), 4. engl. Verneinung, 5. Teil des Schiffes, 6. portugiesische Bezeichnung in Vorderindien, 8. Gutshaus, 9. Lebensgemeinschaft, 11. Verwandter, 13. marokkanische Küstenlandschaft, 14. Seil, 15. Schweizer Kanton, 16. Heilmethode, 18. Geflügel, 19. krautartiger Vogel, 21. linker Nebenfluß der Donau, 22. Fluß in Bayern, 23. Fluß im Harz, 24. Verbandsgemeinde.

Von links nach rechts: 3. Götinnen der Jahreszeiten, 5. deutscher Bildhauer, 7. Flossenfüßler, 10. Erdart, 12. Berggipfel, 15. Kröte, 17. Feld, 18. Schlinggewächs, 20. Kreuzesinschrift, 23. Fluß in Thüringen, 25. Sitzgelegenheit, 26. Pappname, 27. geistliches Lied.

Rätselsprung.

be	busch	nicht	tan	je	weist	und	ba
es	der	halt	fa	ber	ni	muß	aus
wilf.	nur	das	blitz	zeit	je	len	gen
art	wir	len	der	mes	put	ten	man
gem	X	ler	je	die	hann	X	bis
wenn	nach	fel	einf	der	zu	hört	schin
ten	benn	der	das	sagt	hört	man	wo
nagt	hört	pui	je	der	denk	zum	ne

Opern-Suchrätsel.

Compos — Mozart — Wagner
Bellini — Verdi — Tschibid

Unter Zuhilfenahme der Silben:
däm, bo, ga, göt, i, la, lo, ma, mar, me, me, na, ne,
nor, o, o, re, rung, ter, the, thel,
lege man für jeden Komponistenamen den Titel eines seiner
Tontwerke, deren Anfangsbuchstaben, der Reihe nach abgelesen,
eine Oper von Thomas bezeichnen.

Silben-Rätsel.

bei — bu — chen — dol — dorff —
drai — ei — ei — em — ex — fisch —
— ga — ge — helm — hum — i —
in — in — is — ki — ky — lam —
land — le — le — lin — ling — maus —
— mer — mer — mik — na — nat —
— nau — ne — pas — po — pu —
ra — ras — sa — sal — schell — sel —
— si — su — tem — ter — tin —
to — ze.

Aus vorstehenden Silben bilde man
19 Wörter, deren Anfangsbuchstaben
von oben nach unten, die Endbuchstaben
in umgekehrter Richtung gelesen, einen
Spruch von Georg Büchner-Petersen
ergeben. (H = 1 Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten:
1. Insel, 2. Heilmittel, 3. Stadt in
Japan, 4. Handwerksgefäß, 5. deutscher
Dichter, 6. Schalentier, 7. Klassenarbeit,
8. Schülerpenkion, 9. Filmfigur, 10.
deutscher Kurort, 11. Religion, 12. Heil-
kraut, 13. Abgott, 14. Fisch, 15. Edelstein,
16. Eisenbahnfahrzeug, 17. Singvogel, 18.
Gänseflügel des letzten Jaren, 19. Rinderart.

Scherzfrage.



Welche Redensart wurde hier illustriert?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Ubo, 2. Reger, 4. Stalp,
5. Sau, 6. Orange, 8. Graf, 10. Prima, 13. Gau, 14. See,
15. Tal, 16. Bib, 17. Unter, 18. Tegel, 20. Draht, 21. Ammer,
23. Wal, 26. Luther, 27. Kom, 28. Tor, 29. Reifen, 31. Hon,
32. Lot, 33. Nische, 35. Foto, 36. Feige, 39. Job, 41. Sir.
Waagerecht: 1. Union, 3. Spah, 6. Ode, 7. Uga, 9. Kap,
11. Regen, 12. Gaur, 13. Gas, 14. Tafel, 15. Tau, 16. Gib,
22. Enkel, 24. Drama, 25. Hai, 26. Reier, 28. Tiber, 30. Lob,
32. Los, 34. Motor, 37. Rot, 38. Nische, 40. Reife, 42. roh,
43. rot, 44. Gin, 45. Reich, 46. Reiter. — Rätselsprung: Stör
nicht den Traum der Kinder, wenn eine Dult sie herzt; ihr Weh
schmerzt sie nicht minder, als dich das deine schmerzt! Es trägt
wohl mancher Alte, das Herz längst nicht mehr flammend, im Antlitz
eine Falte, die aus der Kindheit stammt. Leicht weilt die Blum,
eh's Abend, weil achlos du vermischt, den Tropfen Tau, der
labend, am Morgen sie erfrischt. — Silben-Rätsel: 1. Ratto,
2. Alphon, 3. Reptun, 4. Holzwurm, 5. Angora, 6. Telfin,
7. Reffe, 8. Ulas, 9. Nussfisch, 10. Delta, 11. Kräftelt, 12. Renn-
dorf, 13. Nassau, 14. Eiseilige, 15. Inster, 16. Rehemta, 17.
Holbein, 18. Einband, 19. Haupe, 20. Reiger, 21. Welle. Ran
hat nur dann ein Herz, wenn man es hat für andere. — Bilder-
Rätsel: Der Karben laßt, wer Wunden nie gefühlt.

Lüftlign Ltn.



Schlaue.

"Kief mal, Großvater'n fikt ein Raubfisch auf'm Kopf!"
"Na ja, den hab' ich ihm doch erst draufgelegt, damit ihn
die Fliegen nicht so piejaden."



Entschuldigt.

"Herr Brieste, wollen Sie nicht mit uns einen Stat
spielen? — Wir warten auf den Dritten."
"Ich kann nicht, ich warte auf den Ersten."



Wachsam.

"Reizendes Tierchen — ganz reizend; ist er auch wach-
sam?"
"Und ob — wenn ich nachts ein Geräusch höre und ihn
aufwache, fängt er furchtbar an zu bellern."

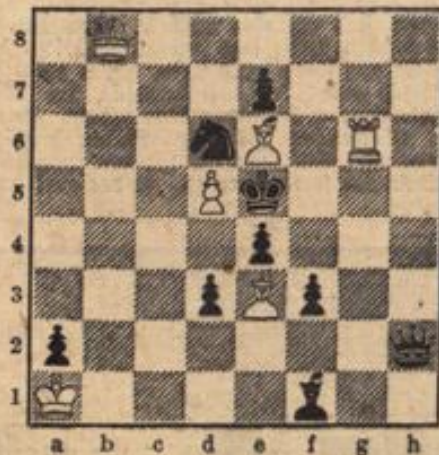
Freunde.

"Kannst Du mir zehn Mark borgen, Erwin?"
"Weißt Du, Geld verpumpen verdirbt die Freundschaft,
und wegen zehn Mark soll doch unsere nicht auseinander-
gehen! Richt wahr, mein Junge?"
"Gut, dann leihe mir fünfzig!" (Gerold)

Das Kistje.

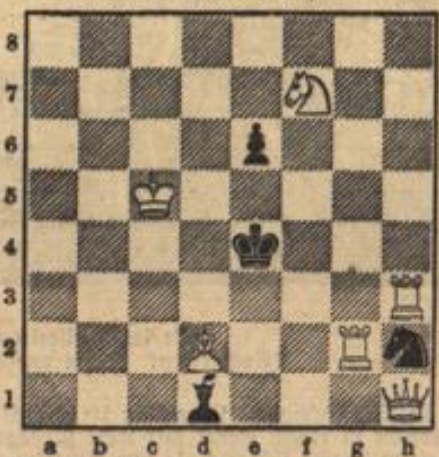
"Ich fange an, graue Haare zu bekommen. Meinen Sie,
Herr Kollege, daß die Anwendung eines Haarfärbemittels
gefährlich sein kann?"
"Unbedingt! Mein Onkel fing auch einst an, sich die
Haare zu färben — einen Monat später war er verheiratet!"
(Tibens Tegn)

Nr. 43. Ph. Kott.



Weiß: Ka1, Db8, Tg6, Le3, e6, Bd5.
Schwarz: Ke5, Dh2, Lf1, d6, Ba2, d3, e4, e7, f3.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 44. Sam Loyd.



Weiß: Kc5, Dh1, Tg2, h3, Ld2, Sf7.
Schwarz: Ke4, Ld1, Sh2, Be6.
Matt in 2 Zügen.

Schon seit vielen Jahren sucht man nach einer Methode,
die die offenbaren Härten der reinen Punktbewertung be-
seitigen und dem inneren Gehalt der Partien mehr gerecht
werden soll. Im internationalen Meisterturnier zu London
1881, dem ersten, das überhaupt stattfand, wurde nach
dem Knock-out-System gespielt. Das ergab große Härten.
So wurde z. B. einer der aussichtsreichsten Bewerber,
Kieseritzky, ausgeschieden, weil er das Pech hatte, den
großen Anderssen zum Gegner zu haben, während andere
Teilnehmer, die für schwächer galten als Kieseritzky, im
Rennen blieben, weil sie das Los mit einem weniger starken
Gegner paarte. Man ging in der Folge zu der noch heute
üblichen Punktbewertung über. Die zeigte auch Schatten-
seiten. So konnte es geschehen und es ist oft genug ge-
schehen, daß zwei Spieler sich in einer kaum begonnenen
Partie auf unentschieden einigten. Das war ein Nachteil
für ihre Mitbewerber, die 9 oder 10 Stunden schwer kämpften
und am nächsten Tage darauf abgekämpft zur nächsten
Partie antreten mußten, während die Remisspieler sich aus-
geruht hatten. Man versuchte es deshalb wiederholt mit
besonderen Bestimmungen (Paris 1867, London 1883 usw.),
wonach remis als 0 oder 1/2 bewertet wurde oder Remispartien
wiederholt werden mußten. Das war wieder eine Unge-
rechtigkeit für die Meister, welche nach schwerem viel-
stündigem Kampf zu einem ehrlichen Unentschieden ge-
kommen waren. Gelbfuß, Sonneborn, Berger, Karstedt u. a.,
neuerdings auch Großmeister Spielmann, schufen Systeme,
die gerechter sein sollten als die mechanisch sich auswirkende
Punktbewertung. Alle diese Methoden sind auch verschiedent-
lich angewendet worden, ohne daß Glück und Zufall damit
ausszuschalten gewesen wären. Für stark besetzte Turniere
von geringer Zeitdauer, für die Rundturniere nicht in
Frage kommen, ist man seit einiger Zeit zum Schweizer
System übergegangen. Auch dabei ergaben sich Mängel.
Svenson, Otto und Buchholz machten Verbesserungsvor-
schläge. (Fortsetzung folgt in der nächsten Schachspalte.)

Der Zweckverband Mainz, Wiesbaden und
Umgebung veranstaltet am nächsten Donnerstag, den
26. Mai (Frohnleichnamstag), nachm. 2 Uhr, im kleinen
Saal des hiesigen Kurhauses ein Schachturnier, wozu
Spielerinnen und Spieler freundlichst eingeladen werden.
Der Besuch der Veranstaltung sowohl als auch die Teilnahme
an dem Turnier ist mit keinerlei Kosten verbunden.

Partie Nr. 23. Gespielt in der Siegergruppe des Ems-
turniers am 2. April 1932. — Birds Eröffnung.
Weiß: Hahn, Schwarz: Vitenie.

1. e3—Sc6, 2. f4. Objektiv stärker ist natürlich 2. d4.
2. ... e5, 3. fxe5—Sxe5. Hier wäre das Gambitspiel
3. ... d6 von geringerer Kraft. 4. Sf3—d6, 5. b3. Der
Zug gefährdet den Turm auf a1. 5. ... Lg4, 6. Le2—SxL3+.
7. LxL3—Dh4+, 8. g3—Df6, 9. Lxg4—Dxa1. Die Qualität
ist gewonnen, aber die Dame kommt nicht lebend heraus,
10. Sc3—Sf6, 11. 0-0—c6. Noch am besten. 12. Df3—d5,
13. Ld5. Weiß hat Zeit genug seinen weißen Läufer dem
Abtausch zu entziehen. 13. ... Lb4, 14. La3—DxL1+.
15. KxL1—Lxa3, 16. e4—dxe4, 17. Sxe4—Sc4, 18. Dxe4+
—Le7, 19. De5—f6, 20. De6—Td8, 21. Lxh7!—Td6, 22.
Dc8+—Td8, 23. Lg6+—Kf8, 24. De6. Schwarz gibt auf.

Wohnung und Haushalt

Moderne Möbel in richtiger Anwendung.

Alle Möbel sind erprobte Möbel. Man hat sie von allen Seiten gesehen, kennt jede ihrer Eigenheiten und Unarten und weiß mit ihnen umzugehen. Was aber sind das alles plötzlich für neue Ideen und Formen! Da findet man sich ja in seiner eigenen Wohnung nicht zurecht. Und welche Gegenstände! Übertriebene Bequemlichkeiten neben puritanischer Kargheit. Soll man sich für den strengen Stuhl-essel entscheiden und fortan nur noch in der aufrechten Hal-

nicht breit genug sein. Als Sofa zum Tee aber muß man einrichtsvoll genug sein, eine schmalere Form zu wählen, mit stützenden Rückenlehnen. Sie werden sonst Ihren Gästen ein stilles Martyrium auferlegen, keine Lehne erbarnt sich der erlahmenden Wirbelsäule, wenn nicht einige Vorurteilsfreie unter Ihren Freunden es vorziehen sollten, die Füße auf die Sitzfläche zu legen.

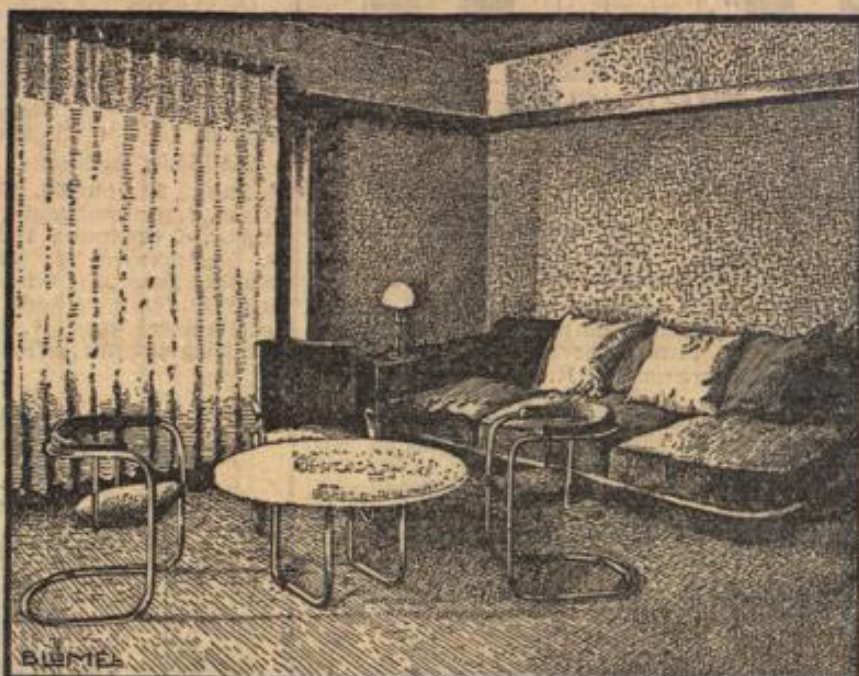
Sie schwärmen für niedrige Tische, kennen die intime

Binenhocker verlangt den trainierten Körper eines Jünglings, ein Leisefessel mit verstellbarer Rückenlehne die anmutige Grazie und Anpassungsfähigkeit einer Diva, ein Stahlrohrstuhl die Vorurteilslosigkeit moderner Geister. Und der arme Unglückliche, der sich in der Fülle des Angebots nicht auskennt, wählt, nach Außerlichkeiten urteilend, das falsche Ding zum falschen Zweck.

Also noch einmal: die niedrigen Sessel, die so bequem sein können, sind, genau wie die niedrigen Tische, nicht für Hauptmahlzeiten geeignet, sondern für die kleinen Zwischenstationen auf unserer Reise durch den Tag.



Esszimmer.
(Architekten: Raym und Helmanek.)



Wohnraum mit Stahlmöbeln.
(Architekten: Buchardt und Anter.)

tung einer Gottheit thronen? Oder aber im Gegenteil seine Strümpfe stopfen in einem Sessel mit weit zurückgelehnter Lehne, in dem mehr zum Schlafen als zum Arbeiten animiert wird?

Weber das eine, noch das andere. Man wird diese neuen Möbel prüfen müssen, damit man auf ihre Tüden nicht hereinfällt und Verwechslungen und Irrtümern auszuweichen versteht.

Wichtig! das muß man lernen: Etwa eine moderne Couch, dieses beliebt gewordene und tausendfältig brauchbare Möbel richtig zu wählen. Im Schlafzimmer kann sie

Wirkung, die von ihnen ausgeht und haben berechtigte Abneigung gegen den hochragenden Tisch Ihrer Väter. Das soll Sie nicht verleiten, Ihre Hauptmahlzeiten an einem Miniatur-Tischchen einzunehmen, bei welchem Ihre Knie an die Tischkante stoßen, und jeder Bissen auf langer Wanderung vom Teller zum Munde schließlich doch auf Ihrem Schoß landet. Die niedrigen Tische sind die freundlichen Helfer beim Lesen, beim Plaudern, bei jedem unzeremoniellen Zusammenfinden von Freunden.

Ein Mensch ohne feste Ziele und Wünsche wird im heutigen Zeitalter des Stuhles arg gequält werden. Ein

Wie im Kleinen, so im Großen. Frau A. richtet sich in blankem Ridel und Glas ein, ohne eine Beziehung zu diesen betont praktischen und zeit-sparen-wollenden Möbeln zu haben. Während Frau B., eine von tausend Pflichten bedrängte Frau, noch immer nicht erkannt hat, daß allein für sie die schlichten Zimmer-Einrichtungen erdacht wurden. Es quält sie sich bereitwillig jeden Tag mit Kippesachen und Schnitzwerk ab.

Aus der Fülle der Erscheinungsformen jedes Ding in rechtem Sinn erkennen und einzig und allein seiner Bestimmung entsprechend benutzen, das ist der Sinn der „neuen Sachlichkeit“.

Ilse Deile.

„Verjüngte“ Möbel.

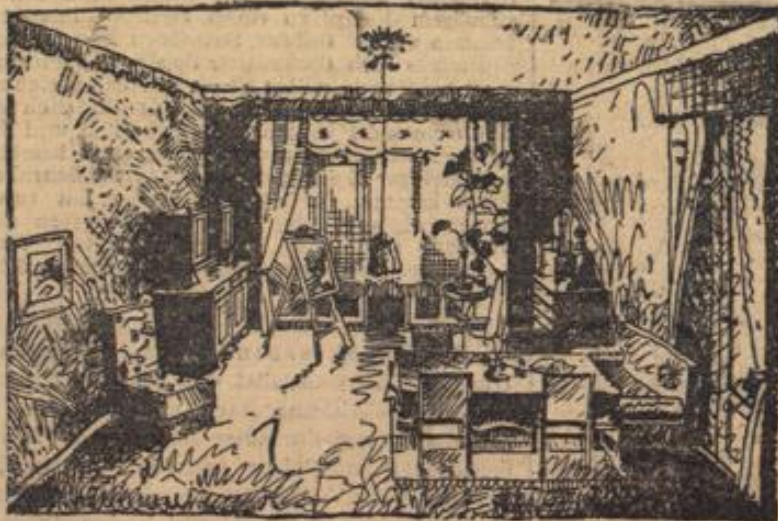
Wie man eine alte Einrichtung billig modern gestaltet.

Aus einem Chaiselongue wird eine „Kautsch“. — „Ruschelmöbel“ werden schlicht und modern. — Grellbunte Plüschmöbel mit Franzen umgearbeiten. — Kleinstmöbel der Behaglichkeit.

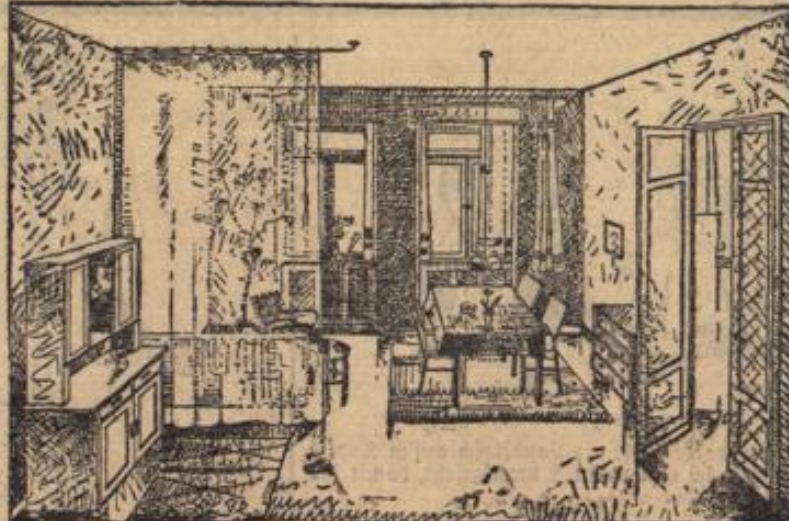
Der moderne Lebensstil erfordert eine Wohnungseinrichtung, die den Anforderungen der Sachlichkeit, Schlichtheit und Gradlinigkeit angepaßt ist. Auch die Raumnot der neuen, kleinen Wohnungen stellt ganz bestimmte Ansprüche an die Gestalt und Auswahl der Möbel. Wer sich heute einrichtet, wird zahlreiche Gelegenheiten haben, die passenden Möbelstücke ausfinden zu können, und zwar für verhältnismäßig billiges Geld, denn man legt keinen Wert mehr auf

Möbel, die nach der Mode der Jahrhundertwende geschaffen sind. Es sind entweder die verschönerten Wurmgebildungen aus Holz des sogenannten Sezessionsstils, oder es sind die verachteten Ruschelmöbel, die in irgend einem imitierten Holz angefertigt sind und als „Schmuck“ auf den Gesimsen und Querbalken Ruschelformen aufweisen. Dazu gehören meist grellfarbige Polstermöbel, die auf den Holzrahmen Ruscheln haben und mit Franzen, Bonpons, Quasten und

Wenn man es sich noch leisten kann, eine billige Stehlampe anzuschaffen, die neben die „Kautsch“ gestellt wird, dann kann man sehr viele andere häßliche Möbel aus dem Zimmer herauswerfen und verkaufen. Auch die „Ruschelmöbel“ können schnell ein wenig modernisiert werden. Man nehme rücksichtslos die Ruscheln und die gedrehten Rungen fort, die als Aufsätze Stühle und Schränke „zieren“. Schon dadurch entsteht ein angenehmes, ruhiges Bild. Die Hausfrau wird staunen, wie dieser kleine Kunstgriff die Wohnung verschönt. Die Ruscheln sind meistens nur mit Holzspapen in die Möbel eingelassen und können leicht herausgenommen werden. Die Böcher werden mit einer Art weicher Holzmasse ausgefüllt. Wenn man dann noch geschickt genug ist, die Möbel weiß anzulackieren, dann ist beinahe die Einrichtung modernisiert, jedenfalls aber stark „verjüngt“. Sie wird natürlich noch



Wie es war.



Wie es sein soll.

gewaltige Brunkstücke in irgend einem Renaissance- oder Barockstil, sondern auf einfache, gradlinige Gebrauchsmöbel. Eine große, bequeme Liegestühle, die jetzt viel gebraucht „Kautsch“ (wir schreiben das Wort, so wie wir es sprechen), ein hübsches proportioniertes Bücherregal, dessen einzelne Fächer nicht miteinander befestigt sind, sondern je nach den Raumverhältnissen zusammengestellt werden können, ein kleiner Teppich aus Kotosafarn, eine hübsche hohe Stehlampe aus Holz, die von einem kleinen Kautsch umgeben ist, und ein entzückendes Wohnzimmer ist fertig. Wenn man noch einen schlichten Schreibtisch dazu stellt, dann hat man zugleich Arbeitszimmer, Bibliothekzimmer, Wohnzimmer und Rauchzimmer in einem Raum zusammen. Von gleicher Schlichtheit sind die Schlaf- und Speisezimmer. Die modernen Menschen wollen nicht den überladenen und falschen Prunk der vergangenen Jahrzehnte. Wenn es sich nur um Stilmöbel handelt, dann weist die Wohnung viel Schönheit auf, andersartig, als die neue Sachlichkeit, aber durch die Echtheit des Stils angenehm. Unangenehm dagegen sind die

Schleifen behängt sind. Man kann natürlich die Möbel nicht einfach für billiges Geld verschleudern, um neue moderne dafür einzukaufen. Dazu reicht das Geld nicht. Aber man kann die Möbel „verjüngen“, und zwar für wenig Geld. Die Chaiselongue, die in sehr vielen Wohnungen vorhanden ist, zeichnet sich durch ihre Hochbeinigkeit aus, während ein großer Vorteil der „Kautsch“ darin besteht, daß sie sich nur wenig über dem Erdboden erhebt. Eine Chaiselongue kann schnell in eine „Kautsch“ umgewandelt werden. Man verfürzt entweder die Beine, indem man ein Stück abläßt, oder, noch besser, man läßt einfach die Beine ganz ab und läßt sich für wenig Geld 4 massive Holzklötze anfertigen, die als Beine unter die Chaiselongue befestigt werden. Dadurch erhält das Möbelstück sofort ein ganz entzückendes, schweres und gediegenes Aussehen. An der Seite wird ein kleiner Holzrahmen angebracht, an dem mehrere große Kissen, die leicht aus Resten angefertigt werden können, aufgestellt werden, und die „Kautsch“ ist fertig. Sie ist sehr bequem zum Liegen, zum Schlafen und kostet nur ein paar Pfennige. tuend umgewandelt.

einige Schönheitsfehler aufweisen, denn muschelartige Gebilde befinden sich noch an anderen Stellen, wo sie nicht entfernt werden können. Aber der weiße, laubere Lackanstrich nimmt ihnen einen großen Teil der Häßlichkeit. Nun gilt es noch die Polstermöbel zu verjüngen. Zuerst müssen die Franzen, Bonpons und Quasten fallen. Eine unbarmherzige Schere wird hier Wunder verrichten. Die Ruscheln sind bereits entfernt. Wenn man es sich leisten kann, lasse man die buntfarbigen grellen Überzüge mit den stilisierten Blumen entfernen und durch neue einfarbige silbergraue oder mattblaue Stoffüberzüge ersetzen, die einen schlichten, gediegenen und harmonischen Eindruck machen. Wenn das Geld dazu fehlt, dann verbede man die bunten Farben durch einfache Überzüge aus grauem, dertem Leinenstoff. Er ist für billiges Geld zu haben, und eine geschickte Hausfrau kann diese Überzüge in kurzer Zeit allein anfertigen. So wird die Wohnung verjüngt, denn sie wird schlicht und für das Auge wohl-